



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ohrfeige zu geben. Da schickte ihn der Regisseur unter Schimpfreden von der Bühne.

Von einigen Studenten wußte er, daß sie sich in der Hasenhaide als *maitres de plaisir* ein hübsches Stück Geld verdienen. Aber ihm war ja die Tanzkunst ganz fremd. Nicht einmal Klavier spielen konnte er, was vielleicht seine Rettung hätte werden können; denn in dem Kellerlokal, wo er zuweilen eine Weiße trank und einen Rummelkäse aß, pflegte abends ein Pharmazeut das Pianino kunstgerecht zu bearbeiten, und der erzählte ihm, daß er da für Essen und Trinken nie etwas zu bezahlen habe.

Sozialdemokratischer Redner zu werden, was ihm der Pharmazeut einmal empfohlen hatte, dazu fehlte Leopold aller Mut, auch fürchtete er, er könnte sich durch diese Thätigkeit seine Staatskarriere verderben. So kam denn der arme Kerl aus der Not und Verlegenheit nicht heraus.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Russisches. Rußland kauft Brot im Auslande, in Osterreich und Rumänien! Das ist das neueste, und einigermaßen geeignet, die Furcht unsrer Agrarier vor der Überschwemmung Deutschlands mit russischem Roggen zu mäßigen. Rußland, das bodenreichste Land Europas und der Hauptbeschäftigung seiner Bewohner nach immer noch reiner Agrarstaat, erzeugt zur Not noch so viel Getreide, als seine Einwohner brauchen, und was es an Brotkorn in den letzten Jahren ausgeführt hat, ist nicht vom Überfluß, sondern auf Kosten seiner eignen Kinder ausgeführt und durch Minderverbrauch erübrigt worden; die Russen sind unter allen Kulturvölkern, falls man sie dazu rechnen will, das am schlechtesten genährte, noch schlechter als selbst die Italiener. So wenigstens hat nach einem Berichte des Vorwärts (Nr. 72) ein Herr L. N. Mares in der statistischen Abteilung der juristischen Gesellschaft zu Moskau die Lage seines Vaterlandes geschildert. Unter diesen Umständen, d. h. bei so geringer Kaufkraft des verarmten Volkes, hat es nicht so viel zu bedeuten, wenn die russische Industrie den heimischen Bedarf beinahe zu decken vermag, wie Dr. D. Gravenhoff in der Schrift Rußlands auswärtiger Handel und der neue Zolltarif*) (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1892) nachweist. Es bezieht sich das vorzugsweise auf Baumwollengarn und Baumwollengewebe; unter den im Jahre 1886 abgesetzten Waren dieser Art befanden sich nur noch 2,2 Prozent ausländisches Garn und 1 Prozent ausländische Gewebe. Wenn der Maschinenbau ebenfalls so weit fortgeschritten ist, daß im Jahre 1889 um 56,2 Millionen Rubel Maschinen im Lande gebaut und nur noch um 19,5 Millionen eingeführt wurden, so ist zu bedenken, daß Rußland seine Maschinen immer noch mit Hilfe deutscher Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter baut; kann es doch unsre qualifizierten

*) Dieser Tarif gilt seit dem 1. Juli 1892.

Arbeiter so wenig entbehren wie unsre Großgrundbesitzer seine unqualifizierten. Warten wir ab, was aus seiner kümmerlich großgezogenen Industrie werden wird, wenn es das deutsche Element vollends ausgetilgt haben wird und sich gegen weitem Zuzug absperrt! Seine völlige Unfähigkeit, aus eigener Kraft Industrie zu erzeugen, hat es in der Prohibitivzollperiode von 1810 bis 1851 bewiesen, wie auch die vorliegende Schrift bestätigt, deren Hauptzweck der Verfasser mit den Worten angiebt: „sie zeigt unsern Industriellen die Punkte an, wo eine Konkurrenz mit der russischen Industrie die Möglichkeit eines Erfolges ausschließt, und wo sie auch noch heute die Hebel ansetzen können, um sowohl für sich selbst dauernde Erfolge zu erzielen als auch in Rußland Entgegenkommen zu finden.“

Die Zukunft der russischen Industrie und überhaupt aller russischen Kultur steht um so mehr in Frage, als Rußland ja nicht allein gegen seine deutschen Bewohner, sondern überhaupt gegen alle Kulturträger in seinem Schoße einen erbarmungslosen Ausrottungs- und Vernichtungskrieg führt. Die russische Regierung verfolgt außer den baltischen und den eingewanderten Deutschen auch die in der Kultur mit den Balten wetteifernden evangelischen Finnen, die Polen, die zwar tiefer als diese beiden aber immer noch höher als die Russen stehen, und die Juden. So fragwürdig der Kulturwert der Juden in Mittel- und Westeuropa sein mag, für Rußland bedeuten sie eine Kulturmacht. Die Regierung der Vereinigten Staaten, beunruhigt durch die steigende Zahl mittelloser Einwanderer, hat im Juni 1891 eine fünfgliedrige Kommission niedergesetzt und ihr die Aufgabe zuerteilt, die Ursachen dieser Bewegung an Ort und Stelle zu untersuchen. Zwei der Herren, J. B. Weber und Dr. W. Kempster, haben sich nach Rußland begeben, und der auf die Juden bezügliche Teil ihres Berichts ist in französischer Übersetzung unter dem Titel: *La Situation des Juifs en Russie*, ohne Angabe des Druckorts, ohne Zweifel im Auftrage und auf Kosten der Regierung herausgegeben worden. Die beiden Kommissare haben Moskau, Minsk, Wilna, Bialystok und Warschau besucht und berichten sehr eingehend über alles, was sie gesehen und ausgeforscht haben. Sie führen eine große Anzahl Juden und Jüdinnen, deren Schicksale sie erzählen, namentlich an, mit genauer Angabe ihres Alters und ihrer Familienverhältnisse. Sollten diese Personen, was wir natürlich nicht wissen können, nicht tendenziös ausgewählt, sondern auf unparteiischem Wege gewonnene Stichproben sein, so würden sie ein sehr günstiges Bild der russischen Judentum ergeben. Es sind nämlich gar keine Wucherer oder Geldverleiher darunter, sondern es sind lauter Handwerker, Fabrikanten, jüdische Arbeiter, Bauern, Pächter, Näherinnen, Stickerinnen, Lehrerinnen und andre dergleichen produktive Leute. Wo es noch jüdische Ackerbaukolonien giebt — die Maigeseze von 1882 haben viele Juden von ihren ländlichen Besitzungen vertrieben und den Juden ganz allgemein den Erwerb von Grund und Boden verboten —, da zeigen sich die Besitzter, dem Berichte zufolge, ihren russischen Nachbarn in der Landwirtschaft überlegen, tüchtig, fleißig, sparsam, nüchtern, beweisen große Anhänglichkeit an den Boden und verrichten alle Arbeiten selbst ohne christliche Knechte. Das Verfahren bei der Austreibung wird als höchst roh und grausam geschildert. Man hat blutige Razzias veranstaltet, hat solche, denen die Mittel zur Auswanderung fehlten oder die nicht in das den Juden angewiesene Territorium*) übersiedeln wollten, weil sie dort keine Aussicht haben,

*) Es ist dieses ein von Kurland bis zum Schwarzen Meere reichender Gürtel an der Westgrenze des eigentlichen Rußlands (östlich von Polen), in dessen größern Städten die Juden unter allerlei einschränkenden Bedingungen wohnen dürfen.

sich ihr Brot zu verdienen, eingekerkert und wie Verbrecher in Ketten transportirt; jungen und schönen Mädchen stellt die Obrigkeit gewöhnlich die Wahl zwischen der Taufe und dem Bordell, und manche Mädchen haben sich dieser Alternative durch Selbstmord entzogen. Eine Ausnahmestellung ist vorläufig noch den im Königreich Polen ansässigen Juden eingeräumt worden, nicht aus Gründen der Menschlichkeit, sondern aus Haß gegen die Polen. Um diese rascher zu vertilgen, gestattet man den Juden den Erwerb polnischer Grundstücke. Sie machen aber wenig Gebrauch von dieser Erlaubnis, weil sie fürchten, daß nächstens auch über sie die Verfolgung hereinbrechen werde. Wenn dem Berichte zu trauen ist, so hat die Judenverfolgung eine Menge nützlicher Unternehmungen und viele Gemeinden gebildeter, friedlicher Menschen zerstört und so die russische Unbildung wie das russische Elend vermehrt.

Irgendwelche eigne Kulturmacht, wodurch beides überwunden werden könnte, haben die Russen nicht aufzuweisen. Ihre Kirche ist nur noch die tote Hülse eines vor tausend Jahren verstorbenen Organismus. Diese Ansicht bestätigt Hermann Dalton in seiner 1892 bei Dunder und Humblot erschienenen Studie: Die russische Kirche. Das „orthodoxe“ Christentum ist nach ihm ein durch ehrwürdige und aussprechende liturgische Formen, Schöpfungen der griechischen Kirche der ersten vier christlichen Jahrhunderte, verschönerter und veredelter Aberglaube, der mit barbarischer Unbuddsamkeit gegen alle Andersgläubigen zu Staatszwecken aufrecht erhalten wird. Denn die einzige Grundlage des Zarentums besteht, wie Dalton hervorhebt, in dem blinden Glauben des gemeinen Mannes, daß es eine mit seiner Religion unlöslich verflochtene göttliche Einrichtung sei. Das alles ist nun nicht neu, nur der Abschnitt über die Naskolniken dürfte den meisten Lesern neues bieten. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der russischen Sekten ist nach Dalton größer als die der protestantischen in Nordamerika, und die große Zahl ihrer Anhänger macht ihre Ausrottung unmöglich; je grausamer die Regierung gegen sie wüthet, desto zahlreicher, fanatischer und verrückter werden sie.

Es versteht sich, daß die höhern russischen Beamten diesen Zustand ihres Christentums um keinen Preis eingestehen. „Was unsre Kirche betrifft — schreibt einer von ihnen —, so glaube ich, daß ihr wohlthuernder Einfluß auf unser Volk viel größer ist, als man es im Abendlande denkt, daß sie in dieser Hinsicht ihrer Aufgabe vielleicht näher steht als die katholische, und endlich, daß ihr Einfluß nicht im Ab-, sondern im Zunehmen ist.“ Ja der Herr bringt es fertig, die orthodoxe Kirche zu preisen, daß sie die beiden Grundkräfte, in die sich Protestantismus und Katholizismus geteilt hätten: Freiheit und Autorität, in schönster Harmonie vereinige. Es ist das N. Kirejew, der „seinen altkatholischen Freunden“ die in der slawischen Buchhandlung (S. Roskoschny) zu Leipzig 1891 erschienene kleine Schrift gewidmet hat: „Zur Unfehlbarkeit des Papstes. Aus dem Briefwechsel eines katholischen Gelehrten mit einem russischen General.“ Der russische General führt seinen unfehlbarkeitsgläubigen Gegner so schön ad absurdum, wie es nur immer ein protestantischer oder ein altkatholischer Theologe vermöchte; und warum sollte das auch ein gebildeter „Orthodoxer,“ unbeschadet der oben angedeuteten Beschaffenheit seiner Kirche, nicht können? Würde es doch ein studirter Hindu oder Chinese wahrscheinlich nicht minder gut leisten.

Währungsfragen. Nicht sowohl das Silber ist es, wofür manche Silber- und Doppelwährungsmänner schwärmen, als seine Entwertung und Wertunbeständigkeit. Wäre das deutsche Reich so bankerott, wie Rußland jetzt ist und wie Öster-

reich vor einigen Jahrzehnten war, und hätten wir infolge dessen ein Papiergeld, das kein Ausländer möchte, so wäre ihnen dieser Zustand, der den Exporteuren eine bedeutende Prämie gewähren und den Import beinahe unmöglich machen würde, gerade recht. Aber was würde man von einem Schnittwarenkauflmann halten, dessen Elle sich durch eine künstliche Vorrichtung im Zimern während des Messens verkürzte? An diesem Punkte packt Theodor Herzka die Schwierigkeit in der Schrift: Das internationale Währungsproblem und dessen Lösung. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1892). Er läßt den Silber- und Doppelwährungsmännern das Verdienst, zuerst und am nachdrücklichsten auf die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes hingewiesen zu haben, erklärt aber die Silber- und die Doppelwährung für gleich unmöglich. Seinen Lösungsvorschlag macht er mit Hilfe des Gleichnisses von der Elle klar, das wir oben zu einem andern Zwecke angewendet haben. Was die Edelmetalle zum Wertmaßstabe geeigneter macht als irgend einen andern Stoff, ist ihre Wertbeständigkeit. Völlig unveränderlich ist ja ihr Wert nicht, aber früher pflegte er sich, abgesehen von dem großen Preisfall im sechzehnten Jahrhundert, nur langsam zu ändern. Seit reichlich zwanzig Jahren jedoch sinkt das Silber so rasch im Preise, daß es dadurch von seiner Brauchbarkeit als Wertmesser viel verliert. In allen Ländern die Goldwährung einzuführen, ist unmöglich, weil die Goldvorräte nicht zureichen. Durch allgemeine Durchführung der Silberwährung würde wenigstens der Übelstand beseitigt werden, daß die Kulturvölker zwei verschiedene Maßstäbe haben, deren Wert ungleich schwankt, aber dazu reicht wieder der Silbervorrat nicht aus. Und so bleibt denn der jetzige Zustand, der dem internationalen Handel den Spielcharakter ausdrückt: die Scheidung der Kulturwelt in ein Goldgebiet und ein Silbergebiet. Wenn der englische Kaufmann in Indien 100 000 Rupien gelöst hat zu einer Zeit, wo die Rupie 1,6 Schillinge galt, und er demnach mit dem Erlös 8000 Pfund Sterling einzuwechseln gedachte, kann, ehe das Silbergeld in England ankommt, der Rupienkurs auf 1,2 Schilling gefallen sein, sodaß er nur 6000 Pfund bekommt. Und umgekehrt: ein Indier, der in London zu einem bestimmten Termin 4000 Pfund in Gold zu bezahlen hat und dazu 100 000 Rupien zu gebrauchen gedachte, kann am Verfalltermin 120 000 oder 130 000 Rupien nötig haben.

Wir wissen, sagt Herzka, um seinen Abhilfevorschlag klar zu machen, daß die Körper ihr Volumen mit der Temperatur verändern. Denken wir uns nun, diese Volumenveränderungen wären weit bedeutender, als sie sind, so würde die Beschaffung eines Stoffes, aus dem man Längenmaße anfertigen könnte, sehr schwierig sein, denn von einem Maßstabe muß man verlangen, daß sich seine Länge nicht ändert. Denken wir uns dann ferner, die „volumkonstantesten“ aller Stoffe wären Kupfer und Eisen, aber es wäre von keinem der beiden Metalle eine genügende Menge vorhanden, um alle Kaufleute mit Ellen daraus zu versorgen, so würden die einen eiserne, die andern kupferne Ellen führen. Nun entstünden aber, denken wir uns weiter, daraus große Unbequemlichkeiten, weil die Volumina der beiden Metalle, also auch die Längen der daraus gefertigten Maßstäbe, ungleich schwankten. Wie könnte man diesem Übelstande abhelfen? Wird man vielleicht dekretieren, daß sich Kupfer und Eisen hinfort gleichmäßig auszu dehnen haben? Gewiß nicht! Sondern man wird Kupfer und Eisen in einem bestimmten Mischungsverhältnis zusammenschmelzen und solchergestalt erlangen, daß sich die Länge aller Maßstäbe bei Temperaturveränderungen gleichmäßig ändert. Wenn die Doppelwährungsmänner ein bestimmtes Wertverhältnis zwischen Gold und Silber dauernd erzwingen wollen, so unternehmen sie dasselbe, wie wenn der Staat dekretieren wollte, die Volumen-

Veränderungen des Kupfers sollten sich nach denen des Eisens richten. Zu helfen ist hier wie dort nur dadurch, daß man die Stoffe selbst mit einander in Verbindung bringt. Man schmelze Gold und Silber nach einem bestimmten Mischungsverhältnisse, z. B. je ein Kilo Gold mit neun Kilo Silber, zusammen und fertige aus dieser Mischung die Münzen, so hat man in der ganzen Welt Münzen, deren Wert sich gleichmäßig verändert. Es wird nicht nötig sein, alle reinen Gold- und Silbermünzen einzuschmelzen. Man braucht nur ein Papiergeld auszugeben, das auf Weltgeld lautet, mit der Bestimmung, daß die Banken jede solche Anweisung entweder mit Weltgeld oder mit Gold- und Silbermünzen in dem gesetzlich angeordneten Mischungsverhältnis einzulösen haben, und daß alle Zahlungen von einer bestimmten Summe an in derselben Weise zu leisten sind, sodaß also bei dem oben angenommenen Mischungsverhältnis jedermann verpflichtet wäre, auf je 100 Gramm Goldmünzen 900 Gramm Silbermünzen in Zahlung zu nehmen. Herzka legt ausführlich dar, wie er sich die Ausführung denkt.

Von den mancherlei sonstigen interessanten Ansichten über Geldangelegenheiten, die seine Schrift enthält, wollen wir nur eine erwähnen. Ein Agrarier hat jüngst auf Frankreich hingewiesen, das darum so reich sei, weil es so viel Silbergeld habe. Hätte dieser Herr Herzka Ausführungen gerade über diesen Gegenstand gelesen, so würde er wohl auf dieses Beweismittel verzichtet haben. Auch Frankreich ist, gleich andern reichen Ländern und Leuten, nicht darum reich, weil es viel Geld hat, sondern es hat viel Geld, weil es reich ist, d. h. weil es eine große Gütermasse besitzt. Jedes Volk, meint Herzka, hat jederzeit die Menge und die Art von Geld, die es braucht. Frankreich ist das geldreichste Land Europas, weil innerhalb seiner Grenzen der stärkste Güterumsatz stattfindet, und es besitzt mehr Silbergeld als ein andres, weil in Frankreich der gemeine Mann wohlhabender ist und mehr kauft als in irgend einem andern Lande und namentlich auch als in England. Silber ist eben das natürliche Geld des kleinen Mannes, wie Gold das des Reichen. Diese Menge von Silbermünzen erzeugt, nebenbei bemerkt, den Schein, als hätte Frankreich Doppelwährung, während es in Wirklichkeit die Goldwährung hat. Frankreich bestätigt also nur die alte Wahrheit, die Adam Smith bewiesen hat, daß auf die Dauer nicht die Güter dem Gelde nachrennen, sondern das Geld den Gütern nachläuft. *)

Von einer ganz andern Seite beleuchtet M. Sewen in seinen Studien über die Zukunft des Geldwesens (Leipzig, Duncker und Humblot, 1892) die Geldfrage. Er geht von ihrer innigen Verbindung mit der Kreditsfrage aus. Der Geldzins sei die Abgabe, die der Besitzer von festliegenden, zur Zeit nicht tauschfähigen Gütern an den Besitzer des jederzeit flüssigen Gutes, des Geldes, zu entrichten habe. Man müsse nun darauf bedacht sein, die Besitzer von Gütern der ersten Art aus der Abhängigkeit vom internationalen Geldmarkte zu befreien, an der sie jetzt leiden. Diese Abhängigkeit rühre von dem Monopol der Edelmetalle als alleiniger Tauschmittel und Wertmesser her. Diese Monopolherrschaft müsse gebrochen werden. Der Weg zur Befreiung liege klar vor Augen. „Seitdem

*) Auf Seite 110 ist zwischen 1000 und Dollars das Wort Millionen ausgefallen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch erwähnen, daß von Herzka's Freiland bereits die sechste Auflage erschienen ist (Dresden und Leipzig, bei Pierson). Im Vorwort zur fünften Auflage konnte er seinen Gläubigen bereits die freundige Botschaft mitteilen, daß in achtundzwanzig Städten Freilandvereine gegründet worden seien, und daß die Freilandgesellschaft einen Landstrich am Tana geschenkt erhalten habe, von wo ihre Pioniere gegen den Kenia vorzudringen gedächten. Was vor der Hand noch fehle, seien nicht Männer, sondern — Geld.

das Bargeld nicht mehr das körperliche Umsatzmittel, sondern nur ein Deckungsdepot für den Anweisungsumlauf bildet, ist bewiesen, daß das Umsatzmittel nicht mehr eignen körperlichen Wert besitzen, sondern nur jederzeit in eine allseitig verwendbare Leistung [vielmehr Ware] von eignem innern Werte umsetzbar sein muß. Liegt nicht hierin ein Fingerzeig, daß die weitere Entwicklung dahin drängen wird, als Grundlage für den Geldanweisungsverkehr statt der unzulänglichen Anshilfe, die die Heranziehung des Kredits mittels der ungedeckten Noten gewährt, durch gemeinwirtschaftliche Organisationen auch andre Kapitalgüter allgemeinen und ununterbrochenen Gebrauchs heranzuziehen, sofern ihnen die Eigenschaft jederzeitiger und allseitiger Realisierbarkeit gleich dem Metallgelde innewohnt, um auf diese Weise ein Gegengewicht gegen das Privilegium der Edelmetalle zu erhalten?" Als geeignetste Deckung für neue papierne Tauschmittel bezeichnet er nun das Getreide, sodaß also Getreidenoten das Geld der Zukunft wären, nicht ausschließlich, aber zu einem sehr bedeutenden Teile. Dieser Vorschlag hat einige Verwandtschaft mit verschiedenen Plänen, die hie und da in agrarischen Kreisen auftauchen, fällt aber, wie die Ausführung beweist, mit keinem davon zusammen.

Über die Durchführbarkeit der Vorschläge Herzkaß und Sewens erlauben wir uns kein Urteil. Bamberger hat in einer der letzten Silberdebatten des Reichstags geäußert: ausgenommen die Religion, seien noch über keinem Gegenstande so viel Menschen verrückt geworden, wie über der Währungsfrage, und C. Menger sagt in seiner Abhandlung über das Geld im Handwörterbuche der Staatswissenschaften von Conrad und Lexis: „Die rätselhafte Erscheinung des Geldes ist auch heute noch nicht in befriedigender Weise erklärt.“ Vielleicht steckt das Rätselhafte weniger im Gelde selbst als in der Güterverteilung, der es dient. Gelänge es, was wohl niemals gelingen wird, die Frage der Güterverteilung zu allgemeiner Zufriedenheit zu lösen, so würde die Konstruktion des großen Rades, das die Güter umtreibt, wie A. Smith das Geld nennt, wohl weniger Kopfzerbrechen machen.

Single tax men. Henry George hat unter dem Titel: Zur Erlösung aus sozialer Not (deutsch von Bernhard Eulenstein; Berlin, Elwin Staude, 1893) einen „Offnen Brief an Seine Heiligkeit Papst Leo den Dreizehnten“ gerichtet, als Antwort auf dessen Rundschreiben über die Arbeiterfrage vom 17. Mai 1891. Er erteilt darin dem Papste das Zeugnis: guter Wille und Fleiß hinreichend, Logik schwach, Bibelkunde sehr schwach, und es ist lustig zu lesen, wie er den Professor auf dem angeblichen Stuhle St. Petri Punkt für Punkt abführt. Es versteht sich, daß er die Bodenbesitzreform in der Kontroverse mit einem Kirchenoberhaupte vorzugsweise vom religiös-sittlichen Standpunkte aus behandeln muß, den er übrigens von Haus aus eingenommen hat, aber er entwickelt doch auch die wirtschaftliche Seite der Sache mit der ihm eignen Wärme, Lebendigkeit und Anschaulichkeit noch einmal. George und seine Anhänger nennen sich single tax men, weil sie alle bisher üblichen Steuern abschaffen und sie durch eine einzige Steuer: die Grundrentensteuer, oder genauer gesagt: die Einziehung der gesamten Grundrente für den Staat, ersetzen wollen. Sie behaupten, daß alle jetzt bekannten Steuern, namentlich die Gewerbesteuern, die Bestrafung und Erschwerung des Gewerbfleißes und jeder nützlichen Thätigkeit bedeuteten, daß dagegen die Grundrente der Gesamtheit gebühre, gewissermaßen zur Steuer prädestinirt sei, weil sie nicht durch die Thätigkeit des Besitzers, sondern durch die Zunahme der Bevölkerung entstehe, und weil der vaterländische Boden der Gesamtheit gehöre. Henry George meint, ein Eigentumsrecht könne der Mensch immer nur auf Dinge erwerben, die

er selbst durch Umformung von Rohstoffen schafft, niemals auf Dinge, die unabhängig von ihm Gott oder die Natur schafft. Wer eine Windmühle baut, dem gehöre darum noch nicht der Wind, wer Fische fängt, werde dadurch nicht Eigentümer des Ozeans, und wer Weizen baut, erwerbe dadurch den Boden so wenig wie die Sonne, die nicht weniger als jener zur Erzeugung von Pflanzen und Früchten notwendig ist. Ich möchte, sagt er in der vorliegenden Schrift Seite 9, „Ew. Heiligkeit bitten, wohl zu merken, daß der Wert, den wir hinweg steuern wollen, der Wert des nackten Grund und Bodens ohne Anrechnung der Verbesserung oder Bebauung, nicht durch die Arbeit erzeugt ist, noch durch das darin oder darauf angelegte Kapital. Werte, die auf diese Weise geschaffen werden, sind Verbesserungswerte, und diese wollen wir eben von jeder Besteuerung befreien.“ Der amerikanische Publizist vermag das Wort eines irischen Bischofs für sich anzuführen: „Auf Grund von Autoritäten und aus Vernunftgründen folgere ich, daß das ganze Volk der wahre Eigentümer seines Grund und Bodens sei und immer sein müsse.“

Wir behalten uns vor, eingehend zu prüfen, ob und wie weit wohl der Vorschlag der Bodenbesitzreformer ausführbar sein möchte, und ob damit die Erlösung aus sozialer Not vollbracht wäre. Für heute bemerken wir nur noch, daß Dr. Karl Schmidt das Hauptwerk des Amerikaners: „Fortschritt und Armut“ dem großen Publikum unter dem Titel: *Der kleine George* (Dresden und Leipzig, bei E. Pierson) mundgerecht gemacht und denselben Gegenstand noch einmal in der Schrift *Brot* (Leipzig, W. Friedrich, 1893) recht packend behandelt hat. In der Kritik der heutigen Zustände treffen wir mit George und Schmidt so ziemlich zusammen. Übrigens ist George ein entschiedener Gegner des Sozialismus, oder glaubt es wenigstens zu sein, und wirft dem Papste vor, daß dieser einen gemäßigten Sozialismus predige, während seine ganze Encyklika eigentlich gegen die Bodenbesitzreform gerichtet sei.

Von allerlei Narrheit. Das Menschengeschlecht wird, je älter, desto griesgrämiger. Früher überwogen die lustigen Narren, jetzt überwiegen die traurigen. Nicht allein wächst die Zahl der Geisteskranken in erschrecklicher Weise, sondern diese Unglücklichen fangen auch schon an, Einfluß auf unser öffentliches Leben zu üben. Wenn man gewissen Pessimisten glauben darf, wird der Wahnsinn für politische und Massenzwecke ausgenutzt — bald zu Ungunsten, bald zu Gunsten einzelner Personen. Will man einen politischen Gegner, einen unbequemen Verwandten unter anständigen Formen beseitigen, so läßt man ihn für geisteskrank erklären und unter Beihilfe der Behörden im Irrenhause verschwinden. Wird eine Person der höhern Stände angeklagt und ihre Schuld erwiesen, so läßt man sie für geistesgestört erklären, ohne sie dem Schoß ihrer Familie zu entreißen; was beim Waschweibe Diebstahl und Verbrechen heißt, das heißt bei der vornehmen Frau Kleptomane u. s. w. Das wäre denn Lombrosos Theorie mit staatskluger Einschränkung in die Praxis übersetzt; sie ohne Einschränkung anzuwenden, scheint unsre Rechtspflege glücklicherweise weniger als je geneigt.

Während diese anthropologische Schule uns einreden möchte, daß alle Verbrechen notwendige Erzeugnisse eines kranken oder schlecht oder falsch entwickelten Gehirns seien, predigen unsre modernen Mystiker die alte Lehre vom „göttlichen“ Wahnsinn, freilich in einem Sinne, an den die Alten wohl nicht gedacht haben. Gerade bei krankhaften Zuständen soll sich das Göttliche im Menschen, seine höhere Natur offenbaren, und was die Welt Wahnsinn nennt, soll den Menschen zum

großen Dichter, zum großen Künstler, zum Weisen, zum Heiligen machen. Diese Ansicht älterer Mystiker hat Carl du Prel wieder in die Mode gebracht; in einem Kapitel seiner „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften,“ das er „Die Mystik im Irrsinn“ überschreibt, meint er: „Man sollte unsre Irrenhäuser nach mystischen Persönlichkeiten durchsuchen, die aber dann als eigne Kategorie anerkannt, in eine eigne Anstalt untergebracht und dort einer besondern psychischen Heilmethode unterworfen werden sollten.“ Der Hilfsarzt an der Kreisirrenanstalt Erlangen aber, Dr. Gustav Specht, hat in einer bei F. F. Bergmann in Wiesbaden 1891 erschienenen, ebenfalls Die Mystik im Irrsinn betitelten Schrift den mystischen Baron gründlich ad absurdum geführt und kommt nach gewissenhafter Prüfung des von du Prel beigebrachten Beweismaterials zu dem Ergebnis: „Er hat falsche Beobachtungen und Behauptungen, von deren mangelhafter Stichhaltigkeit er sich leicht vergewissern konnte, für bare Münze genommen; er hat Thatfachen durch halbsbrecherische Interpretation in einer Weise verschoben, daß sie nicht wiederzuerkennen sind; er hat aus solch willkürlich bereitetem Mischmasch Nahrung für ein wissenschaftliches System gezogen und schüttet über die, die seine Konsequenzen nicht anerkennen, eine volle Schale Spottes aus.“ Wir begreifen den Zorn des Fachmanns gegen einen noch dazu höchst phantastischen Laien, der die Irrenärzte in Vausch und Bogen als Ignoranten verurteilt, möchten jedoch nicht so weit gehen, mit Specht in allen vorkommenden Fällen den Irrenarzt für allein zuständig zu erklären. Wir haben gerade genug mit Zwangsgewalt ausgerüstete unfehlbare Autoritäten im Reiche und möchten die Verwandten und einen des Wahnsinns verdächtigen, solange er nicht offenbar gemeingefährlich wird, dem Irrenarzte gegenüber nicht rechtlos machen.

Daß auch der Seelsorger ein Wörtlein mitzusprechen habe, erkennt Dr. Römer, praktischer Arzt in Stuttgart, an und giebt in der Schrift: Psychiatrie und Seelsorge (Berlin, H. Neuther, 1891) gute Ratschläge. Sein Standpunkt tritt deutlich in dem Sätzchen hervor: „Bei einer hysterischen Dame wird man oft ebenso gut sagen: sie kann sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht will, als: sie will sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht kann.“ Für das Nichtwollen ist der Seelsorger, für das Nichtkönnen der Arzt zuständig. Aber freilich bleibt dieser die Hauptperson, denn „jede Geisteskrankheit ist eine Gehirnkrankheit.“ Körperlich gefunden Seelsorgern will das oft nicht einleuchten, aber ein Tholud z. B., der infolge erblicher Belastung und eigener Krankheiten an häufigen Versuchungen zum Selbstmorde litt, hatte volles Verständnis dafür. Studenten, die sich bei ihm der Sünde wider den heiligen Geist anklagten, pflegte er zu fragen: „Wie steht es mit Ihrer Verdauung?“

Die „Geheimwissenschaften,“ zu deren größten Propheten du Prel gehört, sind ein Gebiet, auf dem sich heutzutage unzählige traurige Halbnarren tummeln, um vollends ganze Narren zu werden. Da auch nicht wenige Ärzte und ernsthafte Gelehrte nahe daran sind, in den Dienst dieser neu herausgeputzten alten Narrheit zu treten und sie zur Würde einer zünftigen Wissenschaft zu erheben, so ist es höchst erfreulich, daß ihr W. Wundt, der Größte unter den lebenden psychophysiologischen Autoritäten Deutschlands, in seiner Schrift Hypnotismus und Suggestion (Leipzig, W. Engelmann, 1892) auch nicht einen zollbreit Recht einräumt. Alles, was ins Gebiet des „Occultismus“ gehört, schließt er von seiner Betrachtung aus. Damit könnten wir uns, schreibt er, nur unter der Voraussetzung abgeben, „daß die Welt, die uns umgiebt, eigentlich aus zwei völlig verschiedenen Welten zusammengesetzt sei. Die eine ist die Welt eines Kopernikus,

Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das Kleinste wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritt, den wir vorwärts thun, in gesteigertem Maße unsre Bewunderung und unser Staunen erregt, würde es aber noch eine andre kleine Welt geben, eine Welt der Huzelmännchen und Klopfgeister, der Hexen und magnetischen Medien; und in dieser kleinen Welt ist alles, was in jener großen, erhabnen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze werden zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt." Von den Erscheinungen des Hypnotismus und der Suggestion weist Wundt nach, daß sie psychophysiologische Erscheinungen sind, wie alle andern auch, und nichts Geheimnisvolles haben, wenn man davon absieht, daß das ganze Seelenleben und überhaupt das Dasein ein großes Geheimnis ist. Die praktische Anwendung des Hypnotismus und der Suggestion hält er mit Recht für bedenklich und gefährlich und weist die lächerlich übertriebenen Vorstellungen zurück von den gewaltigen Wirkungen, die sich manche Gelehrte von diesen neuen Künsten für die Wissenschaft, für die Krankenheilung, für die Jugend- und Volkserziehung versprechen.

Die galoppirende Schwinducht der philosophischen Fakultät. Wer in die eben erschienenen Osterprogramme der deutschen Gymnasien einen Blick thut, der wird erstaunen über die ungeheure Menge von Abiturienten, die sich gegenwärtig dem Studium der Rechtswissenschaft zuwenden, und er wird mit Genugthuung lesen, daß die Zahl der zu den philosophischen Fächern gehenden Zöglinge wieder um ein auffallendes Stück kleiner geworden ist. Von den sechsen entlassenen 416 Abiturienten der Gymnasien im Königreich Sachsen z. B. ergreifen nicht weniger als 156 das juristische Fach; 59 werden Theologen, 79 gehen zur Medizin, und nur — 11, sage elf, haben den Mut, Philologie zu studiren, d. h. sich unter Umständen dem höhern Lehrfach zu widmen!

In Preußen liegen aber die Sachen noch schlimmer. Es giebt an gewissen Universitäten schon seit Jahren in der philosophischen Fakultät Professoren, die froh sind, wenn sie ein Kolleg zu stande bringen, und die nur mit Mühe drei oder vier Zuhörer während des Semesters festhalten können. Seitdem man an das vierjährige akademische Studium der Philologen noch eine zweijährige Seminarzeit angeschlossen hat und an diese die unglückliche Zwitterstellung des wissenschaftlichen Hilfslehrers, ist es kaum noch möglich, begabte junge Leute für das philologische Fach zu gewinnen. Keine Laufbahn erscheint ihnen abschreckender als die des Lehrers.

In der That sind auch jetzt noch die Aussichten auf diesem Gebiete so schlecht, daß man nur dringend davor warnen kann. Die Vorbereitungszeit dauert jetzt länger als bei jedem andern Berufe: vier Jahre Studium, zwei Jahre seminaristische Vorbereitung, nach deren Ausfall jedem Kandidaten die Fähigkeit zum Lehramt abgesprochen werden kann, sodaß sein ganzes Studium umsonst gewesen ist, und endlich drei oder vier Jahre wissenschaftlicher Hilfslehrer. Kommt dazu noch das Militärjahr, so vergehen beim Philologen durchschnittlich zehn Jahre bis zu einer festen Anstellung. In Preußen ist einer großen Zahl von Pro-gymnasien die Obersekunda abgeschnitten worden, viele höhere Schulen sind eingegangen, viele haben sich in gewöhnliche Bürgerschulen verwandelt. Die Gehaltsverhältnisse sind noch immer kläglich und stehen in gar keinem Verhältnis zu der geistigen Arbeitsleistung der Lehrer. Dazu kommen die fast geflohenen Zu-

stände innerhalb der Lehrerkollegien: der Gymnasiallehrer hat wohl Pflichten — und sie steigen bis ins Unendliche —, aber fast gar keine Rechte. Er hängt in seiner Thätigkeit, in seiner Stellung, in seiner ganzen Laufbahn gewöhnlich nur von dem Urteil eines einzigen Mannes ab, seines Direktors. Der Schulaufsichtsbehörde gegenüber bleibt er stets ein subalternen Beamter. Die preussischen Gymnasiallehrer haben gegen diesen modus vivendi nichts einzuwenden, und so bleibt es bei dem hergebrachten Schlandrian. Daß eine solche Laufbahn, in die die meisten gewöhnlich aus Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse hineingeraten, auf einen frischen, begabten Studenten keine Anziehung ausüben kann, liegt auf der Hand.

Der akademisch gebildete Lehrer hat in der Anschauung der Gesellschaft so lange eine untergeordnete Stellung, bis er Direktor ist; auf den alten Oberlehrer sieht man wie auf einen, der auf halbem Wege stecken geblieben ist. Da nun aber die große Mehrzahl über den Oberlehrer nicht hinauskommen kann, so gelten sie alle als Leute, die ihr eigentliches Ziel nicht haben erreichen können. In Berliner Gymnasialkreisen macht sich daher jetzt eine Strömung bemerkbar, die dahin geht, die eigentümliche Stellung der Direktoren zu verändern, eine allgemeine Zentralbehörde für alle höhern Schulen der Stadt zu erstreben und für jedes Jahr einen andern aufsichtführenden Oberlehrer zu wählen; verantwortlich für seine lehr- amtliche Thätigkeit soll jeder Lehrer nur der Zentralbehörde sein. Das sind natürlich ganz revolutionäre Bestrebungen, daher werden sie wohl auch nur an verborgnen Stätten von Gleichgesinnten beraten. Solange aber die Lehrer der höhern Schulen nicht in geschlossener Phalanx vorgehen, wie ihre Kollegen von der Volksschule, die alles erreichen, was sie wollen, und vor denen die Behörden eine Heidenangst haben, so lange werden sie unter den höhern Beamten die Enterbten bleiben. Das systematische Aushungern der philosophischen Fakultät kann doch nur mittelbar, und auch das nur für kurze Zeit, wirksam sein.

Den Professoren aber, die, wenigstens in Preußen, für die Kämpfe und Bestrebungen der Gymnasiallehrer kein Herz und kein Verständnis haben, kann man ihre leeren Hörsäle nur gönnen.

Deutschland, Deutschland über alles ist also nach der Entdeckung des Leipziger Tageblattes ein oder vielmehr das Antisemitenlied! Das hätte sich Hoffmann von Fallersleben allerdings nicht träumen lassen, als er der österreichischen Volkshymne diesen Text unterlegte, daß der kräftige Ausdruck der Vaterlandsiebe eine Verfündigung gegen die allgemeine Menschenliebe, gegen „Fortschritt und Zivilisation“ sei. Am Ende wird Ernst Moritz Arndt noch der Beleidigung der goldnen Internationale geziehen werden, weil er nicht so gefragt hat:

Ist's Palästina, ist's Tirol?

Das Land und Volk gefiel mir wohl.

Die Verhältnisse werden überhaupt immer verworrener und bedrohlicher. Eine Zeitung von unverfälschtem Semitismus warf neulich einem Anhänger Ahlwardts Verleumdung vor, weil er den Minister Miquel und den Exminister Fall Juden genannt hatte. Nun versteht man doch unter Verleumdung die Verbreitung falscher Gerüchte, die, wenn sie auf Wahrheit beruhen, einen andern verächtlich erscheinen lassen müßten. Welche Folgerungen ließen sich daraus ziehen — und so sprechen nicht Antisemiten, sondern Juden! Da ist der litterarische Verein in Nürnberg tapferer. Der veranstaltet ein „Heine-Album“ und lädt Franzosen ein, bei dieser Gelegenheit ihrem Haß gegen die deutschen Barbaren Luft zu machen. Man

kann getrost sagen, daß in keinem andern Lande der Welt so etwas möglich wäre. Überall sonst stehen die feindlichen Parteien zusammen, sobald die Nationalität dem Auslande gegenüber ins Spiel kommt; nur Deutsche fühlen sich über solche Beschränktheit erhaben. Oder sollten die Herren in der altberühmten Reichsstadt, die mit Stolz einen Zola, Sardou und Konforten als Eideshelfer herbeirufen, vielleicht keine Deutschen sein, sondern zu jenen Elementen gehören, die sich heute überall zu Wortführern des „deutschen Volkes“ aufwerfen? In diesem Falle könnte man sie allerdings nicht unberufen nennen, da sie die Sache ihrer Nation vertreten würden gegen die unzulässigen Deutschen in Düsseldorf.



Litteratur

England unter den Tudors von Dr. Wilhelm Busch, a. o. Professor an der Universität Leipzig. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta, 1892

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes enthält nur die Geschichte des ersten Tudors. Heinrich der Siebente ist den Augen der Welt bisher durch die aufdringlichen Gestalten des Vorgängers und des Nachfolgers verdeckt worden — hat ihm doch auch Shakespeare in der Reihe seiner Königsdramen keine Stelle eingeräumt —, aber das vorliegende Buch beweist, daß er nicht bloß als zufälliger Begründer einer berühmten Dynastie Beachtung verdient. Mit fester Hand und umsichtigem Blick hat er England in die Bahn gelenkt, auf der es zur Weltmacht emporsteigen sollte. Ein tragisches Verhängnis wollte es, daß seinen Nachfolgern jener Sinn fürs Volkswohl abging, der seine Bemühungen um die Begründung der englischen Industrie und des englischen Welthandels befeelte. Wie nämlich seine Worte und Thaten beweisen, wollte er zwar England reich machen, „aber dieser Reichtum sollte so weit wie möglich verteilt sein, nicht in den Händen einzelner Kapitalisten vereint werden“ (S. 310). Man darf gespannt darauf sein, wie sich von diesem Gesichtspunkte aus die Regierung der übrigen drei Tudors bei Busch ausnehmen wird.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1892

Der dritte Band der „Kleinen Schriften“ des Verfassers der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ enthält wie die frühern Bände eine bunte Folge von Aufsätzen, die doch zum allergrößten Teil den italienischen Eindrücken und Erinnerungen des Schriftstellers ihre Entstehung verdanken. Neben fein ausgeführten biographischen Bildern, wie „Der Hegelianer Augusto Vera“ und „Clemens August Merz,“ neben belebten Schilderungen wie „Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen,“ „Die Villa Ronzano,“ „Das Bourbonenschloß Caserta,“ historischen Skizzen wie der über „Die Abruzzesen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler“ und der geschichtsphilosophischen „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte“ finden sich kunsthistorische Abhandlungen „Zwei wieder auferstandne antike Figuren von Erz“ und die vergleichende „Das römische Passionspiel im Mittelalter und in der Renaissance und das deutsche Passionspiel in Tirol,“ auch bloße inhaltreiche Kritiken, wie die über Luigi Zumi's „Ar-